

AUFSÄTZE UND BERICHTE

Jürgen Reifarth / Gunter Reus

»Mich aber mag das Gesetz recht eigentlich nicht«

Publizistische Opposition gegen den SED-Staat in den Feuilletons von
Heinz Knobloch

»Türme ziehen an. Ich kann nicht erklären, woran das liegt. Man muß einfach hin und wenigstens probieren, ob da eine Treppe ist und die Tür offen. [...] Das Turmtor oben läßt sich als Feuilleton verwenden, als Flüsterbogen für vertrauliche Mitteilungen, die jeder hört, wenn er seine Nase an die richtige Stelle legt [...].«

Heinz Knobloch: 35 Minuten in Putilitz (in: Knobloch 1979: 127f.).

»Gelesen habe ich sie [die ›Wochenpost‹] von vorn bis hinten, mit Ausnahme der Seiten 4 und 5. Mir gefielen die Lobhudeleien nicht. [...] Die Feuilletons von Herrn Knobloch las ich besonders gern. Vor allem das, was zwischen den Zeilen stand.«

Marianne S., Kleineichstädt, ›Wochenpost‹ 14.11.1990 (zit. nach Polkehn 1997: 324).

Ein Kind beschwert sich beim Vater, dass es im Kindergarten auch die Apfelkerne und das Gehäuse mitessen müsse. Der Vater ist empört. Er räsoniert über Vitamin und Disziplin und spielt in Gedanken durch, wie sich diese Zwangsernährung unterlaufen ließe. Erfreut beobachtet er, dass sein Kind beim nächsten Mal nach Hause kommt, einen Grieb aus der Hosentasche zieht und in den Papierkorb wirft. »Glänzende Idee. Und von ganz allein darauf gekommen. Ja, in die Tasche müssen wir sie stecken.« (Knobloch ²1986: 39)

Das wäre eine schale Pointe, spiegelte sich hier nicht parabolisch die »Erziehungsdiktatur« der DDR (Gaus 1993: 177) und legte hier nicht ein DDR-Journalist den Gedanken nahe, die staatlichen Zuchtmeister doch einfach einzusacken. Die Leser der ›Wochenpost‹ des Jahres 1971 waren interlinear gewieft. Sie dürften den subversiven Spott genossen haben.

Heinz Knobloch, dem Autor, blieben Sanktionen erspart. Auch auf ähnliche An-

Dipl. Journ. Jürgen Reifarth ist Studienleiter für politische Jugendbildung der Evangelischen Akademie Thüringen in Neudietendorf.

Dr. Gunter Reus lehrt als außerplanmäßiger Professor am Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung der Hochschule für Musik und Theater Hannover.

Beide Autoren sind Herausgeber des Bandes »Heinz Knobloch: Lässt sich das drucken? Feuilletons gegen den Strich«, der in Kürze in der Reihe »Druck-Sache« (UVK Medien, Konstanz) erscheinen wird.

spielungen in Hunderten seiner Feuilletons haben Partei und Berliner Verlag erstaunlicherweise nie strafend reagiert. Als der Redakteur allerdings das Lachen von DDR-Anwalt Karl Friedrich Kaul mit dem von Ernie aus der »Sesamstraße« verglich, ließ der Staatsverlag die Druckmaschinen anhalten (vgl. Knobloch 1999b: 109). Das deutet auf den Widerspruch zwischen »Offenheit« und »Enge« (Polkehn 1997: 52) in der »Wochenpost« hin. Es beschreibt zugleich die Möglichkeit, auch in der Publizistik der DDR Eigenwillen zu beweisen und sich dem System nicht völlig zu unterwerfen.

Gemeinsam mit dem Gerichtsreporter Rudolf Hirsch war Heinz Knobloch wohl der beliebteste Journalist der Wochenzeitung. Für das Lese-Publikum der DDR bildete er eine Institution, der die Machthaber nur schwer beikamen. Ein Regimegegner war Knobloch freilich nicht. Von 1949 bis 1990 Mitglied der SED, studierte er im »roten Kloster« der Leipziger Karl-Marx-Universität, schrieb und edierte eine Vielzahl von Büchern, erhielt etliche Preise, saß im Vorstand des Schriftstellerverbandes und war Mitglied im PEN-Zentrum der DDR. Ein Sozialist – der gleichwohl von sich sagte: »Mich aber, wo immer ich lebte, mag das Gesetz recht eigentlich nicht.« (Knobloch 1999a: 19) Der in seinen Texten immer wieder Individualität und den klugen Unverstand eines Schwejk für sich und den Sozialismus reklamierte. Der den Freiraum zwischen den Zeilen als sein Reich behauptete. Der von dort aus sein Publikum gegen Dummheit und Bürokratie ermutigte – ein Publikum aus Tausenden Individuen, die wiederum ihn, das schreibende Individuum, ermutigten (vgl. Knobloch 1999b: 125).

Heinz Knobloch war mithin ein Journalist, der zu den gängigen Vorstellungen von DDR-Journalismus wie auch von »wichtiger« Publizistik so gar nicht passen will. Ein Feuilletonist. Ein Subjekt. Für eine Kommunikationswissenschaft, deren »Gesetz« andere Art Systeme sehr wichtig nimmt und journalistische Subjekte recht eigentlich nicht mag, gilt es dieses Phänomen zu entdecken.

DIE HEIMKEHR DES VERLORENEN SUBJEKTS

In der Fachdiskussion der vergangenen Jahrzehnte hat das Paradigma der Systemtheorie vorgeherrscht. Deren Konzentration auf funktionale Prozesse der Gesellschaft, getragen von sich selbst steuernden, gleichsam organischen Subsystemen, drängte die Auseinandersetzung mit individueller Leistung und Kreativität im Journalismus an den Rand. Das war als Etappe in der Profilierung des Faches verständlich und nützlich: Die Systemtheorie hat den Blick geschärft für redaktionelle Organisation, Zwänge und Zusammenhänge, für Einflüsse, Lenkungsprozesse und professionelle Normen im Journalismus. Sie hat geholfen, das Fach aus spekulativer und idealistischer Begrenztheit herauszuführen. Sie hat die Blütenlesen und den Geniekult der Frühzeit überwunden.

Aber sie bezweifelte, mit ihrer Abkehr vom autonomen Subjekt, am Ende jede wirkliche Gestaltungsmöglichkeit des Einzelnen. Journalistische Leistung erschien nun im Wesentlichen »determiniert« (Reus 1998: 253), was in ein »flaches Verständnis von Journalismus« (Langenbacher 1994: 10) münden musste. Dessen Analyse entfernte sich in dem Maße von der Realität, wie Systemtheoretiker die Dialektik aus ihrem Denkgebäude verwiesen. Mit Recht kritisiert Baum: »Die Einebnung von divergentem Denken und Handeln wird regelrecht zum Programm erhoben; das zu

Eigensinn und Überraschung fähige, sprechende und handelnde Subjekt steht den Regelmäßigkeiten sich selbst steuernder Systeme schließlich im Wege.« (Baum 1994: 43)

Tatsächlich aber kann es sich kein vernünftiges Redaktionsteam leisten, Eigensinn zu nivellieren und auf die Impulse des Subjekts zu verzichten. Die Dialektik von Funktion und Kreativität, von System und Subjekt hat Theodor Wolff 1926 unter der Überschrift »Organisation der Zeitung« mit Worten beschrieben, die nicht nur für das »Berliner Tageblatt« und für eine vergangene Zeitungsepoche Gültigkeit beanspruchen: »Das Ideal ist, viele verschiedenartige Individualitäten zu sammeln, niemand in der Betonung seiner Persönlichkeit zu behindern und doch aus all den Eigenwilligen und Eigenartigen eine Einheit zu bilden, indem man sie zu einem bestimmten Ziel führt. Ich glaube, daß eine Zeitung nicht gut ist, wenn die in ihr wirkenden Geister in einem Nivellierungsverfahren gleichmäßig abgeplattet sind und einander zum Verwechseln ähnlich sehen, und ich glaube, daß eine Zeitung schlecht ist, wenn sie nicht einen festen einheitlichen Willen erkennen läßt.« (zit. nach Sösemann 1993: 223f.)

Journalistische »Geister« wirken nicht nur verändernd auf Systeme und ihre Steuerungsprozesse ein. Sie sind es auch, die über die Nachrichtenübermittlung hinaus die »Kulturleistung« des Journalismus begründen (vgl. Langenbucher 1994; Reus 1998; Haas 1999). Damit (wie mit Prominenz und Charisma) tragen Einzelne erheblich zu Prestige und Beliebtheit eines Blattes oder Senders bei. Sie beeinflussen also die Nutzung wie die Wirkung von Massenmedien unmittelbar. Das galt selbst für die auf den ersten Blick bloß monolithische und uniforme Presse der DDR: Die Eigenart der »Wochenpost« förderte die Eigenart ihres Kulturredakteurs Heinz Knobloch; ein Autor wie Knobloch wiederum beförderte den Erfolg der Zeitung und führte ihr dankbare Leser zu.

Handfeste kommunikationswissenschaftliche Gründe also und nicht Philologeneifer oder Kulturschwärmerei legitimieren die Rehabilitierung der Persönlichkeit. Und während die Massenmedien nicht nur ihre Inhalte, sondern den Vermittlungsprozess selbst zunehmend personalisieren, plädieren auch Fachvertreter vermehrt dafür, »an der Idee vom personalen Subjekt« (Hömbert/Kutsch/Pöttker 1999: 11) festzuhalten und zur »widerborstige[n] Identität des einzelnen Journalisten« (Austermann 1995: 7) vorzudringen. So könnte sich eine Trendwende weg von der Systemtheorie abzeichnen (vgl. Neverla 1998: 293; Haas 1999: 13). Sie wäre auch eine Wende hin zum Gedanken individuellen politischen Handelns und politischer Verantwortung im Journalismus. »Verantwortung [...] kann letztlich nur der Person zukommen, nicht Ausschüssen, Gremien, Parteien oder gar 'Strukturen'. Ein Denken an der Person vorbei, das nur 'Verhältnisse' kennt, eliminiert die Verantwortung aus der Politik.« (Hömbert/Kutsch/Pöttker 1999: 11)

WIDERSTAND IM FEUILLETON

Mit der Hinwendung zu Persönlichkeit und Kulturleistung im Journalismus sollte das Fach wieder empfänglicher werden für Textformen, die als »Feuilletons« die Pressegeschichte mitbestimmt haben. Tribüne individueller Welt-Anschauung und Forum

des Einspruchs gegen den Lauf der Dinge, sind diese Formen von erheblicher politisch-kommunikativer Bedeutung. Ein Bewusstsein dafür wäre jedoch erst neu zu entwickeln. Nach Wilmont Haackes Arbeiten hat sich die Kommunikationswissenschaft weitgehend aus der Erforschung des Feuilletons zurückgezogen, vor dessen schillernder Vielfalt ihre nun meist quantitativ-analytischen Verfahren versagen. Das aufgegebene Stammland der Publizistik hält heute die Literaturwissenschaft besetzt (vgl. Kauffmann 2000). Gleichwohl sollte mit einem textwissenschaftlichen Ansatz Terrain zurückzugewinnen sein.

Bündig definieren lässt sich das Feuilleton kaum, wenn damit nicht nur das Ressort gemeint ist. Der Begriff wird auf verwirrende und oft sehr widersprüchliche Weise benutzt, um auch Stilhaltungen und Textformen zu bezeichnen (vgl. Haacke 1951-1953 und aus neuerer literaturwissenschaftlicher Sicht Kauffmann/Schütz 2000). Es erscheint aber wenig sinnvoll, in den Wildwuchs der Zuschreibungen und Erklärungsversuche aus zwei Jahrhunderten eine Schneise zu schlagen, die zum Licht zu führen verspricht. Charakteristisch ist ja gerade die stets neu und anders wirkende Erscheinung, in der so bezeichnete Texte ihr Anliegen vertreten: Ein Feuilleton ist »eine Art Chamäleon« (Bender 1965: 236).

Heinz Knobloch hat darauf hingewiesen, im Feuilleton verbänden sich »Prosa-gedicht« und »Zeitungsaufsatz«: »Das Etwas-Mitteilen des Journalisten mischt sich mit dem Sich-Mitteilen des Dichters.« (Knobloch 1973: 457) Das deutet immerhin auf zwei Pole, zwischen denen die Formen offensichtlich oszillieren.¹ Wer von Feuilletons spricht, meint damit zum einen Texte, die in der inhaltlichen Konvention des Journalismus auf Ereignisse mit Nachrichtenwert reagieren. Diese Ereignisse finden unabhängig vom berichtenden Subjekt statt, doch formt der Berichterstatter Referat und Stellungnahme betont subjektiv und ungewöhnlich. Stilelemente sind zum Beispiel das semantische Komprimieren, das Verfremden und Fiktionalisieren, Parodie und formale Angleichung von Darstellung und Dargestelltem (»Ikonisieren«), Ironie und Karikatur, das Spiel mit Bildern, Assoziationen und Kontrasten (vgl. Stegert 1998: 225ff.). Auf diese sprachlichen Mittel greifen zum Beispiel Rezensenten gern zurück. Feuilletons sind aber keineswegs auf das Ressort beschränkt, dessen Namen sie tragen und von dessen Kulturbetrachtungen sie abstammen. Die (literarisch bewusste) Form vermag sich über jeden journalistischen Inhalt zu legen: Die Gerichtsreportage kann zum Gerichtsfeuilleton und der Kommentar zum politischen Feuilleton werden.

In der ersten Spielart überformt das Feuilleton also ein aktuelles, äußeres Geschehen. Mit seinen besonderen Sprachmitteln kann das Feuilleton zum anderen aber auch ein Geschehen gestalten, das sich mehr im Subjekt als in der Außenwelt zuträgt. Der Feuilletonist sucht sich dann, zum Beispiel als Flaneur des Alltags, sein Ereignis abseits der großen Nachrichtenfaktoren. Er schafft seinen Gegenstand, seinen Erzählanlass selbst, schafft ein Ereignis, das es ohne seine Wahrnehmung gar nicht gäbe. Auf diese Weise teilt er von sich selbst etwas mit. Die Formen, die diesem Pol

¹ In seiner Monographie »Vom Wesen des Feuilletons« unternimmt Knobloch (1962) den Versuch, zwischen dem »literarischen Artikel«, dem »operativen Feuilleton« und dem »Genre Feuilleton« zu unterscheiden. Die definitorische Dreiteilung mit ihren Textbeispielen vermag aber wenig zu überzeugen.

zustreben, tragen deutlichere Kennzeichen des Literarischen. Gleichwohl haben auch sie durch ihren Alltagsbezug eine Tradition im Journalismus begründet. Knobloch fasst sie mit der Bezeichnung »Genre Feuilleton« zusammen, und dieses Genre vor allem hat er in mehr als tausend Texten perfektioniert.

An beiden Polen, dem journalistischen wie dem literarischen, will das Feuilleton durch Eleganz und Individualität für sich einnehmen. An beiden Polen schlägt ihm aber auch dasselbe Misstrauen entgegen: Was sich da kristallisiere, sei eben nur Feuilleton, stelle die Form über die Aussage, den Effekt über die Substanz. Legion sind die Verächter des »Feuilletonismus«, der als aufgeplustert empfundenen Petitesse, der launischen Plaudereien, und oft sind es die besten Vertreter der »kleinen Form« selbst, die auf Distanz gehen: »Das Wiener Feuilleton verdünnt den Ernst zur flüchtigen Laune der Ernsthaftigkeit, den Humor zu zarten Späßen. [...] Über gedankliche Hindernisse klettert es nicht, wirft sie auch nicht mit Elan nieder, sondern kriecht um sie herum. Plauscht sich halt so fort. [...] Süß, kokett, harmlos, leer, nichtig, von allen Giften frei, glatt und belanglos bis zur Abscheulichkeit.« (Polgar 1992: 356)

Doch die Spitze, die Alfred Polgar hier im Jahre 1906 gegen eine historisch und lokal besondere Spielart schleudert, trifft das Feuilleton nicht existenziell. So leicht ist das Chamäleon nicht zu erledigen – schon im nächsten Moment erhebt es sein Haupt und zeigt sich ganz anders, als seine Kritiker behaupten: Streitbar statt bloß dekorativ, verlässt es den »Windschatten der Idylle« und »züngelt zur Großen Politik« (Bender 1965: 241), wendet sich ab vom Tautropfen der Selbstbespiegelung und fängt den Blutstropfen der Barrikadenkämpfer auf. Vor allem wenn die Publizistik – wie im Vormärz – um Meinungsfreiheit ringt, aber auch in ruhigeren Phasen der Pressegeschichte erweist sich das Feuilleton immer wieder als Gefäß geistreicher Gesellschaftskritik und subversiven Spotts. Selbst die Wiener Causerien eines Daniel Spitzer oder Theodor Herzl stecken noch voller Nadeln, an denen sich die Würdenträger der Gesellschaft verletzen können. Das Feuilleton – »unter dem Strich« geboren, aufgewachsen und journalistisch darum für weniger voll genommen – spricht mitunter Wahrheiten aus, die an anderer Stelle in den Zeitungen niemand auszusprechen wagt. In der Freiheit der Form steckt (außer der Freiheit zu Flucht und Anpassung) auch die Freiheit zum Widerstand.

Heinz Knobloch hat in der Anthologie »Allerlei Spielraum. Feuilletons aus 225 Jahren« die »glänzende Tradition dieses Genres« (1973: 465) dokumentiert. Bernd Sösemannt nennt das Feuilleton gar die »Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln« (2000: 45) und weist darauf hin, wie es besonders in totalitären Gesellschaftsformen Wirkung entfalten muss: »Eine biographisch informierte, literarisch-journalistisch interessierte und politisch sensibilisierte Öffentlichkeit wird jeden Feuilletoninhalt in einer Diktatur 'politisch' interpretieren.« (Sösemannt 2000: 47)

DIE KLEINEN SIEGE ÜBER DIE ZENSUR

Diesen Feuilletoninhalten und ihren Interpretationen nachzugehen wird somit zur Aufgabe einer Geschichtsschreibung, die sich der Presse der DDR widmet. Wäre nicht zu vermuten, dass sich die Widersprüche des Systems und die phantasievollen Einsprüche gegen das System dort im Schutzraum von Alltagserzählungen offenbaren?

In den letzten Monaten vor der Wende, schreibt Hans-Jörg Stiehler, sei das Meinungsklima in der DDR »zunehmend vom aus den Nischen heraustretenden, eigentlich 'atomisierten' und daher nach den klassischen Merkmalen von 'Massen' agierendem Individuum bestimmt« (Stiehler 1990: 99) worden. Der Historiker Stefan Wolle bestreitet die Existenz von Nischen, aber auch er schreibt von der »Gemeinschaft der Einzelgänger«, dem »Kollektiv der Individualisten« (Wolle 1998: 338). Wie aber hat das Individuum geistig überleben können? Sollte es nicht, außer in den Leitbildern der Westmedien, gelegentlich auch in der eigenen Massenkommunikation Ermutigung gefunden haben?

Dass Theater und Literatur in der DDR zum Teil als Medien der Gegenöffentlichkeit abseits der staatlich gelenkten Presse fungierten, ist bekannt. Unerforscht blieb dagegen, ob und wie sich auch innerhalb der Presse Zonen des Zweifels, Zonen des Widerspenstigen, Zonen der Ermutigung des Subjekts durch Phantasie und Utopie erhalten haben. Der DDR-Journalismus hat bislang in der Kommunikationsforschung vor allem als »System« interessiert.² Die Lenkungsprozesse der Massenmedien, die Sprachregelung, das Prinzip der Agitation und der Parteilichkeit, die Funktionalisierung von Journalisten als Kader der SED, die Nachrichtenauswahl in den Parteizeitungen – das ist dokumentiert und aufgearbeitet worden (vgl. z.B. Otto 1979; Holzweißig 1983; Bürger 1990; Holzweißig 1991). In diesem geschlossensten aller Systeme sah man die Rezipienten einer »ständigen Beeinflussung« ausgesetzt, empfand sie gar als »mediengeschädigt« (Friedrich-Ebert-Stiftung 1979: 45f.). Journalistischer Methodik nachzuspüren hieß folglich, »Methoden der Agitation und Propaganda, der täglichen Indoktrination aufzuzeigen« (Grobe 1995: 6); Journalisten galten als »Weiterleiter, die in erster Linie zu gewährleisten hatten, dass der Informationsfluss von der Partei zum Staatsbürger nicht durch Wackelkontakte unterbrochen wurde« (Pannen 1992: 27).

Vereinzelte haben Forscher allerdings schon vor der Wende darauf hingewiesen, dass damit die Rolle der DDR-Journalisten »nur unzureichend« zu erfassen ist (Geserick 1989: 85; vgl. auch Geserick/Kutsch 1988: 13). Denn das System war porös. Vor allem im Kulturjournalismus der DDR gab es immer wieder Versuche, auch eigenständige Gedanken und Widerspruch geschickt verpackt an das Publikum zu vermitteln (vgl. dazu Kuhlmeier 1996). »Die kleinen Siege über die Zensur«, schreibt Konrad Weiß (1996: 105), »gehören ebenso zur DDR-Mediengeschichte wie die üble Inquisitions-Abteilung im ZK der SED«. Um solche kleinen Siege rangen einzelne DDR-Journalisten auch in der populären und in hoher Auflage erscheinenden Zeitschriften- und Wochenpresse. Die Forschung, die das Mediensystem der DDR bislang vorrangig über die Lenkungsmechanismen und die Analyse der Parteiorgane beschrieben hat, nicht aber mit Blick auf das tatsächliche Publikumsinteresse, hat sie noch kaum adäquat gewürdigt (vgl. Geserick 1999). Zu diesem Presstypus gehört die »Wochenpost«.

² Interessanterweise bediente sich auch die DDR-Journalistik dieses Begriffs: Ein Lehrheft der Sektion Journalistik an der Leipziger Karl-Marx-Universität aus dem Jahre 1981 trug den Titel »Das journalistische System der Deutschen Demokratischen Republik im Überblick« (vgl. Holzweißig 1983: 131; auch Raue 1986: 77ff.).

EIN »WEIßER RABE« MIT ALLERLEI SPIELRAUM: DIE ›WOCHENPOST‹

Die ›Wochenpost‹ ist ein Zeitungskind des 17. Juni 1953. Der »planmäßige« Aufbau der neuen Gesellschaft, so wurde der Partei bald deutlich, funktionierte nicht über die Köpfe der Bevölkerung hinweg. Nach der tiefen Erschütterung des Aufstandes wollte man sich nun volksverbunden geben, um Vertrauen und für die Ziele des Sozialismus werben. Der Mediensekretär beim ZK, Fred Oelßner, verlangte, die Presse müsse »auch den politisch auf niedrigem Niveau stehenden Massen zu einem Bedürfnis« werden und sie zu einem fortschrittlichen Bewusstsein erziehen (Polkehn 1997: 15). Statt bloßer Propaganda sollte die Presse nun Parteipolitik für das »niedrigere Niveau« mit Unterhaltung, Ratgeber-Sparten und Humor würzen. Auf diesem »Neuen Kurs« wurden unterschiedliche Zeitungen gegründet: so 1954 das Satireblatt ›Eulenspiegel‹ und ein Magazin für Lebensstil und Unterhaltung – das legendäre ›Magazin‹, 1955 die Comiczeitschrift ›Mosaik‹ oder 1956 ›Sybille‹, ein sozialistisches Modejournal. Zu Weihnachten 1953 erschien die erste Nummer der ›Wochenpost‹, in Schriftzug und Inhalt an die vor dem Krieg beliebte ›Grüne Post‹ erinnernd, für 30 Pfennige und schon mit einer Auflage von einer halben Million.

Kritisch und menschlich wollte sie sein, diese neue Wochenzeitung, unterhaltend und belehrend. Sie war von Anfang an als Blatt für alle Schichten konzipiert und konnte ihren Charakter als »sozialistische Familienzeitschrift mit Massencharakter« (Löffler 1999: 51f.) bis zur Wende bewahren. Ein Arbeitstitel der noch namenlosen Zeitung lautete ›Für Alle‹. Und in der Tat wurde sie vor allem von Berufstätigen gelesen, »von der Putzfrau bis zum Professor«, wie eine Publikumerhebung 1972 belegte (Polkehn 1997: 112ff.). Natürlich marschierte sie als Zeitung auf parteipolitischer Linie – sie erschien im SED-eigenen Berliner Verlag. Aber die ›Wochenpost‹ konnte sich dennoch Spielräume erobern. Als Wochenzeitung unterlag sie weniger dem Druck der Tagespolitik, und auch die personelle Zusammensetzung der Redaktion prägte ihren Stil. Chefredakteur Rudi Wetzel, selbst schon parteiintern angeeckt, holte sich eine Reihe von unabhängigen Geistern: alte Kommunisten, die teilweise Gefängnis, Emigration oder Parteistrafen hinter sich hatten und trotzdem oder eben darum an einen Sozialismus mit menschlichem Antlitz glaubten. Eine »journalistische Strafkompagnie«, wie man spottete. Was Klaus Polkehn, 37 Jahre lang bei der ›Wochenpost‹, über den ersten Chefredakteur sagte, gilt gleichermaßen für viele seiner Mitarbeiter: »Rudi Wetzel glaubte an die sozialistische Utopie, aber er glaubte nicht blind.« (Polkehn 1997: 21) Auch die antifaschistische Grundhaltung vieler Redakteure war biografisch erlitten, neben der journalistischen gab es eine persönliche Kompetenz. Man wird dieser journalistischen Aufbaugeneration in der DDR in keiner Weise gerecht, wenn man sie aus dem Rückblick pauschal als »Wasserträger des Regimes« oder »willfährige Propagandisten« disqualifiziert.³ Nach dem Krieg hofften viele Menschen auf einen wirklichen Neubeginn, sie bemerkten fatale Kontinuitäten in der

³ Vgl. Reck (1996) und Kluge/Birkefeld/Müller (1997). Reck arbeitete nach der Wende kurz bei der ›Wochenpost‹ und interviewte Redakteure, entwickelte aber offensichtlich kein Gespür für die spezielle »Wochenpost-Chemie«, wie sie Polkehn (1997: 323ff.) beschreibt.

Adenauerregierung; und sie lebten und arbeiteten, auch in Selbstbeschränkung, für die »Jahrhundertalternative« DDR.⁴

Der »weiße Rabe« ›Wochenpost‹ (Polkehn 1997: 223) behandelte immer wieder Themen, die sonst tabu waren – wie Alkoholismus oder AIDS – und berichtete über Menschen, die (gerade) in Ungnade standen wie Christa Wolf oder Stephan Heym. Die Zeitung pflegte gehobene Unterhaltung, Genauigkeit und guten Stil. Dazu gehörte auch das, was es zwischen den Zeilen zu lesen gab. Die DDR-Leser suchten und verstanden Anspielungen. Verschiedene Rubriken waren besonders beliebt. Manche erschienen über Jahrzehnte: Rudolf Hirschs Gerichtsreportagen »Als Zeuge in dieser Sache« auf der letzten Seite, Rosemarie Rehahns Filmkritiken im Kulturteil und auch »Mit beiden Augen« auf Seite 22, das wöchentliche Feuilleton von Heinz Knobloch.

Die ›Wochenpost‹ wurde »Kult« und war trotz der riesigen 1,25-Millionen-Auflage immer Bückware. Des dauernden Papiermangels wegen gab es keine neuen Abos, deshalb wurde die ›Wochenpost‹ sogar vererbt. Sie war keineswegs ein Widerstandsblatt, aber auch kein Nischenblatt. Der stellvertretende Chefredakteur Klaus Polkehn meint: Ein Blatt mit Freiräumen, gewährten und genommenen (vgl. Polkehn 1999: 61). Und Knobloch: »Ich hatte keine Nische, ich hatte einen Erker, aus dem ich mich rausgelehnt habe.« (Dietz 1997)

NASE IM WIND DER SYSTEME: BIOGRAFISCHES

Heinz Knobloch stammt aus Dresden, erst 1935 ziehen die Eltern mit dem Neunjährigen nach Berlin. Mit 17 Jahren wird er zur Wehrmacht einberufen. Ein Jahr später desertiert er in Frankreich und kommt in amerikanische Kriegsgefangenschaft; erst 1948, nach vier Jahren, wird er entlassen. Daheim beginnt er als Bürohilfskraft bei der Bildagentur »Illus« im Berliner Verlag, wird dort kaufmännischer Angestellter und schließlich Redakteur in Ausbildung bei der ›Berliner Zeitung‹. 1949 kehrt Knobloch als Redakteur zu »Illus« zurück, und er tritt in die SED ein. »Gehörte ich nicht zu denen, die sich um ein besseres Deutschland bemühen wollten?« fragt er. »Also fragte ich. Ich fragte. Das war entscheidend.« (Knobloch 1999b: 50) Er verlässt die Partei erst im Jahre Eins nach der Wende, 1990, aus falsch verstandener Treue, wie er sagt. Schließlich war der Parteiverlag sein Arbeitgeber. Von der Stasi wurden Knobloch jedenfalls eine stark sensible Veranlagung, »kein gefestigter Klassenstandpunkt« und »revisionistische Auffassungen« bescheinigt (Walter 1999: 853). Von seiner Ärztin eine Linkslastigkeit des Herzens, wie er augenzwinkernd berichtet (vgl. Knobloch 1999b: 55).

1953 kommt er zur Redaktion der ›Wochenpost‹, ist mit ihrer Geschichte also von Anfang an verbunden, 37 Jahre, bis 1990. Zunächst ist Knobloch verantwortlich für Rätsel, Denksport und Humor. Später arbeitet er im Ressort Kultur, ab 1957 ist er für acht Jahre Ressortchef. Nach seinem Fernstudium der Journalistik (1954-1960) führt er im Wechsel mit dem später verfeimten Schriftsteller Reiner Kunze ein ständiges Feuilleton ein. Er implantiert es nachgerade in die DDR – gegen Widerstände, denn auch dort gilt das »Genre« als Nippes und Geschwätz (vgl. Knobloch 1974b: 262f.).

⁴ Ähnlich berichtet die Kulturhistorikerin Evemarie Badstübner (1999: 191) über den Karikaturisten Herbert Sandberg und das erste Redaktionskollegium des ›Magazins‹.

1962 erscheint Knoblochs theoretisches Werk »Vom Wesen des Feuilletons«, das aus heutiger Sicht ideologisch angepasst und »parteilich« verkrampft wirkt. Die eigenen Dogmen der frühen Jahre werden ihm selbst glücklicherweise nicht zur Fessel. Von 1968 bis 1988 schreibt er für die Seite 22 der »Wochenpost« das wöchentliche Feuilleton »Mit beiden Augen«, tausend Stück, nicht nur Fleißarbeit, sondern geistvolle Handwerkskunst. Mit der Form findet er zur journalistischen Persönlichkeit.

Knobloch hat bisher etwa 1.700 Feuilletons verfasst und in über 30 Büchern gesammelt herausgegeben. Daneben sind fünf Biographien erschienen (am bekanntesten »Herr Moses in Berlin«, 1979) und immer wieder Bände über Berlin, seine Menschen, Gebäude, Plätze und Friedhöfe. Knobloch hat sich außerdem als Entdecker und Herausgeber historischer wie zeitgenössischer Feuilletonisten betätigt.⁵ Für seine schriftstellerische Arbeit wurde er mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, vor und nach der Wende. So 1965 mit dem Heinrich-Heine-Preis, 1986 mit dem Lion-Feuchtwanger-Preis der Akademie der Künste der DDR und dem Nationalpreis Dritter Klasse, 1994 mit dem Berliner Moses-Mendelsohn-Preis für Toleranz (zusammen mit Inge Deutschkron) und 1998 mit dem Verdienstorden des Landes Berlin.

FLANEUR WIDER DIE VERGESSENHEIT: TEXTE, THEMEN UND FORMEN

Knobloch bevorzugt bestimmte Themen, vor allem aus Literatur, Kunst und Geschichte. Stets sind ihm dabei die Menschen mit ihrem Tun und Unterlassen wichtiger als Sehenswürdigkeiten. Auf seinen Tauchgängen in die Vergangenheit beschreibt er die nebensächlichen und unbekannteren Details und Anekdoten aus dem Leben berühmter Leute, deren »humane« Seiten er zeigt. Er arbeitet im Sinne sozialistischer Traditionspflege,⁶ wenn er an linke Schriftsteller wie Heinrich Heine, Georg Weerth, Johannes R. Becher oder Rosa Luxemburg erinnert. Über die »Tradition« hinaus stößt er unbequeme, als bürgerlich-reaktionär verschriene oder schlicht vergessene Personen auf. Er erzählt von Sigmund Freud (1975), von dem erst 1982 versteckt ein Bändchen erscheinen darf, von Arthur Schopenhauer, verunglimpft als »Wegbereiter des Faschismus«, von Franz Kafka (1974) – bis Ende der Siebzigerjahre Unperson – und von E.T.A. Hoffmann, die beide von unheimlichen Mächten so schreiben, als kennten sie das Leben in der DDR.⁷ Er ist Detektiv, Archäologe und Heimatgeschichtler und schildert die kleinen Ereignisse, die in keinem Geschichtsbuch stehen.

Alte Zeitungen und ihre Macher sind für Knobloch ebenfalls Leckerbissen. Als eingefleischter Zeitungsmensch durchblättert er gern die verstaubten Nummern in seinem imaginären »Zeitungsmuseum«, wie er eine seiner Rubriken nennt; und er

⁵ Ein bis 1996 vollständiges Werkverzeichnis bietet Knobloch (1996: 139ff.).

⁶ Die DDR versuchte sich zwanghaft durch die »Geschichte« zu legitimieren, v.a. durch die »Tradition« der revolutionären Arbeiterbewegung. Seit den Siebzigerjahren wurde Geschichte umfassender interpretiert; im Prozess der »Erbeaneignung« würdigte man nach und nach auch früher geschmähte Personen wie Martin Luther, Otto von Bismarck oder Friedrich den Großen. Vgl. Wolle (1998: 131ff.).

⁷ Wolle (1998: 223-227) schildert eindrücklich, wie ähnlich sich der »chronische Dualismus« von Hoffmanns Protagonisten und das zwiespältige Leben in der DDR waren.

findet immer Unterhaltsames oder Eigentümliches, das lohnt, der Mitwelt als Spiegel vorgehalten zu werden.

Eigentlich ist Knobloch aber der geborene Spaziergänger und Flaneur, Wahl-Enkel von Daniel Spitzer, Peter Altenberg, Alfred Polgar, Franz Hessel. Er beschreibt Museen und Ausstellungen, Friedhöfe und Grabsteine, Städte und ihre Menschen, Straßen und Gebäude, Reisen innerhalb und außerhalb der DDR. Spaziergehen kann anachronistisch und subversiv, ja anarchisch werden in einer Gesellschaft, in der alle Wege Ziel und Zweck haben und in der alles wissenschaftlich begründet »seinen sozialistischen Gang« geht, wie der Volksmund kommentierte. Der Spaziergang kann Anlass für Beobachtungen und Phantasien sein – was, wenn über dem Gebrauchtwaren-Laden »Gebrauchtwerden« stünde?⁸ Oder er wird bewusst zum Stilmittel, etwa als »zweiter Rundgang«, wo man auf Touristenpfaden Unbemerktens entdeckt oder sich einfach in die Büsche schlägt. Seine Besuche an »Berliner Grabsteinen« untertitelt Knobloch »Spaziergänge wider die Vergessenheit«.

Knoblochs Hang zum Vergangenen hat, typisch ostdeutsch, ein Janusgesicht. Einerseits will er bewusst humanistische Allgemeinbildung vermitteln gegen die verkürzte, verzerrte oder abgeblendete parteipolitische Sicht auf Kunst, Literatur, Gesellschaft und Geschichte. Im Vergangenen lässt sich aber auch die Gegenwart kritisieren und so der allgegenwärtige Zensor in die Irre schicken. Wenn Knobloch in der »Wanderung zu Fontanes Grab« (1978) einen scheinbar harmlosen Besuch im vorigen Jahrhundert machen will, so landet er doch von Anfang an in der Gegenwart, auf dem Französischen Friedhof am Berliner Todestreifen. Dafür braucht er einen eigens vom Minister für Nationale Verteidigung ausgestellten Passierschein, der nur auf dem umständlichen Wege durch den behördlichen Genehmigungsapparat zu erlangen ist – was Knobloch alles genussvoll auf doppeltem Boden berichtet.

Knoblochs Sprache ist knapp, pointiert, verschmitzt – so wie sie einst sein Vorbild Victor Auburtin (2000: 41) forderte: »biegsame schwirrende Worte wie Stahlklingen, die züngelnd fest ins Herz der Dinge stoßen«. Sie lässt genügend assoziative Luft an die Sätze und bringt so Zwischentöne zum Klingen. Sprachbilder sind sparsam und genau gesetzt. Besonderes Augenmerk verwendet Knobloch auf die Pointen. Bevorzugtes Stilmittel ist die Ironie – in Wortspielereien, Bildern, Nebensätzen oder skurril gezeichneten Situationen. Gerne reitet er auch auf dem Trojanischen Pferd des Zitates aus berufenem Munde. Das Pferd tönt zumal hohlwandig, wenn der Zitierte eine Ikone der SED-Ideologie oder eine von ihr vereinnahmte Person ist.

SPRECHSTUNDE IM KERNHAUS: TEXTANALYSEN

Vier Feuilletons sollen zeigen, mit welchen Mitteln Knobloch sein Vorhaben von Unterhaltung und kritischer Belehrung befördert, und zwar thematisch durchaus unterschiedlich: ein persönliches Erlebnis, ein stilisierter Spaziergang, eine Erinnerung an einen Vergessenen und eine fiktive Szene. Die knapp gehaltene, qualitative Inhaltsanalyse fragt hauptsächlich danach, welche DDR-Realität sich in Stoff, Sprache

⁸ Knobloch schrieb dazu das Feuilleton »Wortgläuberei« (Knobloch 1971: 129f.).

und Gestaltung widerspiegelt und wie und an welchen Stellen Knobloch das Leben in der DDR in seiner Doppelbödigkeit kontrastiert und pointiert.

1. »Das Kernhaus« (in: Knobloch ²1986: 38f.)⁹

Der Text entstand 1970, angeregt durch Knoblochs damals fünfjährigen Sohn Daniel. Tenor der kleinen Geschichte: Ziviler Ungehorsam gegen pädagogischen Gehorsam. Sein Sohn kommt aus dem Kindergarten und beschwert sich darüber, dass er den dort täglich verabreichten Apfel mit Stumpf und Stiel aufessen muss. Alles, auch die Kerne. Knobloch geht der Sache in den Kindergarten nach. »Kleine Anfrage bei nächster Gelegenheit: Warum müssen die Kinder denn die Kerne mitessen? – Weil das gesund ist. Weil da die Vitamine drin stecken! – Aber die Vitamine sind doch unter der Schale... – Nein, in den Kernen sitzt das meiste Vitamin! (Vitamin reimt sich auf Disziplin.)«

In der DDR besuchten vom dritten bis zum sechsten Lebensjahr 940 von 1.000 Kindern den Kindergarten.¹⁰ Die meisten Mütter waren berufstätig und ließen deshalb ihre Kinder dort kostenlos betreuen. Die Betreuung lief nach festem Plan und Tagesrhythmus ab; sie richtete sich kaum nach den Bedürfnissen oder individuellen Unterschieden der Kinder. Die Eltern hatten in der Regel kein Mitspracherecht. Expertenmeinungen schrieben vor, wie die optimale Entwicklung eines Kindes zu verlaufen hatte. Der Psychotherapeut Hans-Joachim Maaz sah das Ziel der staatlichen Erziehung in dem Vorsatz, die Individualität zu hemmen und den eigenen Willen zu brechen: »In allen Beurteilungen der Kinder wurde ihre 'Fähigkeit zur Einordnung in das Kollektiv' als besonders wertvoll herausgestrichen, dagegen Eigenständigkeit und Individualität abgewertet. Die Kinder wurden systematisch mit Feindbildern konfrontiert und zu paramilitärischen Spielen und Liedern genötigt. Von klein auf wurde nach dem Prinzip Entweder-Oder erzogen und nach Gut und Böse eingeteilt. Als gut galten Fleiß, Ordnung und Bravsein und als böse z.B. Wut, Eigensinn und mangelnde 'Staatstreue'.« (Maaz 1990: 26) Das 1965 verabschiedete »Gesetz über das einheitliche sozialistische Bildungssystem« fordert, die Kinder, Schüler und Studenten »zur Liebe zur DDR und zum Stolz auf die Errungenschaften des Sozialismus zu erziehen, um so bereit zu sein, alle Kräfte der Gesellschaft zur Verfügung zu stellen, den sozialistischen Staat zu stärken und zu verteidigen« (Weber 1991: 123).

Knobloch überlegt nun, wie er der Sturheit solcher Übermacht begegnen kann. Denn die Kindergärtnerin ist weisungsberechtigt. Er phantasiert, dass man ein ernährungswissenschaftliches Gutachten einholen könnte, das die Vitamine in der Schale sein lässt. Nur was wissenschaftlich belegbar ist, überzeugt. Wissenschaft gegen Wissenschaft. Aber er befürchtet, dass auch die Wissenschaftler unter einer Decke stecken: »Doch was, wenn sie schreiben, daß gerade die Kerne das Darmwichtigste seien vom ganzen Apfel, was dann, wenn man sie dennoch nicht herunterschlucken mag?« Sein

⁹ Zuerst erschienen in: »Wochenpost« (38/1971). Hier und im Folgenden sind die Zitate, wenn nicht anders angegeben, aus dem besprochenen Feuilleton.

¹⁰ Zahlen von 1990. Dazu und zum Folgenden vgl. Maaz (1990: 25ff.). Hermann Weber (1991: 146) schreibt: »1975 wurden in der DDR eine Million Kinder in staatlichen Einrichtungen der Vorschulerziehung betreut, 81 von 100 Kindern im Alter von drei bis sechs Jahren besuchten einen Kindergarten.«

Sohn regelt das Problem auf eine Art, die in der Familie steckt. Denn: »Nach mehreren Versuchsreihen kann als gesichert gelten, daß die Bedeutung des Apfels darin liegt, daß er nicht weit vom Stamm fällt.« Er steckt den Griebs, den er nicht essen mag, in die Tasche und wirft ihn auf dem Nachhauseweg in den Papierkorb. Knobloch pointiert unzweideutig: »Glänzende Idee. Und von ganz allein darauf gekommen. Ja, in die Tasche müssen wir sie stecken.«

2. »Der zweite Rundgang: Berlin« (in: *Knobloch 1974a: 231ff.*)

Das Wort Rundgang erinnert an die Reiseführerliteratur. Auf Rundgängen werden in der Regel die Sehenswürdigkeiten einer Stadt oder Landschaft gezeigt. Knoblochs »zweiter Rundgang« (1970) ist der kleine Spaziergang neben der touristischen Route – nicht völlig abseits davon, aber auch nicht direkt auf ihr, denn: »Der zweite Rundgang ist immer der erste. Du wirst nie alles sehen. Bleib wählerisch.« (Knobloch 1974a: 259) Der Rundgang ist stets nachgehbar, Knobloch beschreibt reale Wege und Ansichten. Aber er schweift äußerlich und innerlich vom Wege ab.

Seinen zweiten Berliner Rundgang startet Knobloch auf einer majestätischen Promenade und landet unter einer Brücke. Er beginnt Unter den Linden, genau da, wo jede Stadtrundfahrt hinführt, und zeigt sich auch gleich beflissen, die Erwartungen des touristischen Lesers zu bedienen »mit einem kurzen Lehrgang über Kulturgeschichte, zu dem wir uns zunächst das Reiterstandbild des Königs Friedrich II. vorstellen müssen, das früher hier auf der Promenade störte und heute im Park von Sanssouci«. Friedrich der Große (1712-1786) durfte in der DDR-Geschichtswissenschaft bis in die Siebzigerjahre nur Friedrich II. heißen. Sein Denkmal, einst vor der Humboldt-Universität Unter den Linden platziert, stand seit 1950 versteckt im Park von Sanssouci.¹¹ Hier wie da »stört« Friedrich sehr doppeldeutig: So ein Monument hat keinen Platz mehr im Sozialismus, weil es die reaktionäre Aristokratie verherrlicht. Oder es hat keinen Platz, weil es nicht in das engstirnige, geschichtslose Geschichtsbild der Diktatur passt. Die Beschreibung der Porträtköpfe am Sockel des Denkmals, »neunzig Prozent Generale«, ist allerdings eindeutige Kritik am »Militaristen« Friedrich. Knobloch mag kein Militär. Beim alten Fritz hat der freie Geist (Lessing und Kant) nur unter dem Pferdeschwanz Platz.

Der Spaziergang führt weiter Richtung Alexanderplatz. Auf der Marx-Engels-Brücke bemerkt Knobloch »kleine Schaumflöckchen«, ein dezenter Hinweis auf die um sich greifende Umweltverschmutzung in Berlin. Gegenüber dem Palast der Republik, den es damals noch nicht gab, genau vor dem Alten Museum ist der Lustgarten. Der Lustgarten »ist einer der berlinischsten Plätze. Nur sein Straßenschild hat er verloren.«¹² 1970 heißt er Marx-Engels-Platz. Doch der Volksmund benutzt den Namen weiterhin und so auch Knobloch. Es geht am Alten Museum von Schinkel vorbei

11 Das Denkmal wurde 1851 von Christian Daniel Rauch geschaffen. Eigenartigerweise kursieren verschiedene Daten der Wiederaufstellung. Nach Wolle (1998: 132) wurde es am 30. November 1980 einige Meter von seinem ursprünglichen Standort Unter den Linden entfernt montiert.

12 Knobloch schreibt ein ganzes Buch über ihn: *Im Lustgarten. Geschichte zum Begehen*. Halle/Leipzig: Mitteldeutscher Verlag 1989. Zitat im Klappentext. – Eine kürzere Ausgabe mit Bildern und einem Vorwort von Stefan Heym ist 2001 im Berliner Jaron Verlag erschienen: Hendrik Gottfriedsen (Hrsg.): *Im Lustgarten mit Heinz Knobloch. Ein preußischer Garten im Herzen Berlins*.

und am Berliner Dom, Tauf- und Traukirche sowie Grablege der preußischen Könige (damals noch baufällig, erst 1975 begann die Restaurierung). Gewichtige Kulturgeschichte wartet auf Beschreibung – mit einem Gedankenstrich wird vom Touristenpfad abgebogen.

Die Überquerung einer kleinen, »stehenswerten Brücke« hält den Spaziergänger ganze fünfzehn Minuten auf. Kähne am Ufer, Bänke unter einer großen Weide, »mittägliche Liebespaare« fesseln den trödelnden Rundgänger. Und unter einer »unheimlichen Höhlung, die zur Umkehr einlädt«, ambivalentes Wortspiel, macht Reiseführer Knobloch gewissermaßen auf den Höhepunkt der Tour aufmerksam. In dieser dunklen Ecke gibt es etwas zu sehen, das garantiert kein Reiseführer zeigt, denn »gerade hier und nur hier liegt weißer Sand, Seesand, Strandsand, auf diesen wenigen Metern unter der Bahnstrecke, wo die Sonne nie hinscheint«. Der Satz öffnet vielfältige Assoziationen, wie so oft bei Knobloch, hier zwischen kindlicher Entdeckerfreude und Stadtmüdigkeit, Fernweh und Reisebeschränkung. »In die warmen Länder / würden sie so gerne fliehn / die verlorenen Kinder / in den Straßen von Berlin«,¹³ so besang die Berliner Rockband »Silly« die DDR-typische Melancholie des Fernwehs.

Auch auf dem weiteren Weg entdeckt Knobloch noch einiges. Die Spannung der Erzählung neigt sich aber im gefälligen Bogen zum Ende. Die letzte Sehenswürdigkeit ist wieder ein verstecktes Denkmal. Adelbert von Chamisso (1781-1838) war keine Unperson in der DDR-Literaturgeschichte, denn er »zeigt bürgerlich-liberale Gesinnung und antikapitalistische Tendenz«.¹⁴ Vor dem Marmorkopf des Dichters entlässt uns Knobloch mit einem Zitat des Romantikers: »Mancher redet in den Wind; mancher geht so, wie er kam.« Wir aber, so moralisiert die Pointe, sollen anders gehen, als wir gekommen sind, nämlich mit geöffneten Augen für die unerwünschten, die versteckten und die nebensächlichen Dinge. »Deswegen der zweite Rundgang.«

3. »Gutschrift für Alfred Kerr« (in: *Knobloch 1974a*: 80ff.)

Alfred Kerr, eigentlich Alfred Kempner (1867-1948), war Feuilletonist und einer der einflussreichsten Theaterkritiker im Berlin Anfang des vergangenen Jahrhunderts. In seiner »Gutschrift für Alfred Kerr« (1973) erinnert Knobloch an den Vorgänger im Geiste. Er schrieb immer wieder über die in der DDR wenig bekannten Vorfahren wie Victor Auburtin, Alfred Polgar, Jules Janin oder auch über feuilletonistische Zeitgenossen wie Lothar Kusche oder Jürgen Borchert. Die »Gutschrift« zeigt Knoblochs Meisterschaft, durch Zitate zu pointieren. Kerrs prägnante Prosa wird zunächst charakterisiert durch den Satz »Das Leben ist der Güter höchstes« – eine Paraphrase auf Friedrich Schiller. Kerr soll rehabilitiert werden, und er hat es nötig. Denn er steht im Ruch des Subjektivismus. Der Subjektivismus, das Primat des Bewusstseins gegenüber dem Sein, ist dem historischen Materialismus zu Recht verdächtig, stellt es doch dessen »objektive Wahrheiten« infrage. Als subjektivistisch galten auch Aufklärung, deutscher Idealismus und Positivismus (u.a. Ludwig Wittgenstein, Karl Pop-

13 »Verlorene Kinder«, Text von Tamara Danz/Gerhard Gundermann, auf: »Februar«, Amiga 1989. Text in Schütt (1998: 239f.).

14 Artikel zu Chamisso in: BI-Lexikon A bis Z in einem Band. Leipzig 1981.

per, Max Weber).¹⁵ Knobloch kontert: »Wer Kerr seinen schrankenlosen Subjektivismus vorhält, darf objektivistisch seine Mitarbeit an der 'Roten Fahne' nicht übergehen«, dem Zentralorgan der KPD in der Weimarer Republik. Kerrs Bücher, wegen »dünnkelhafter Verhöhnung der deutschen Sprache« von den Nazis verbrannt, werden auch im von Knobloch zu Rate gezogenen (sozialistischen) Lexikon denunziert. Er habe »wissenschaftliche Kriterien« unterschätzt, was auf seine abweichende Meinung von der »wissenschaftlichen Weltanschauung« hindeutet. »Das Leben ist der Güter höchstes«, nicht wissenschaftliche Erkenntnisse, so entlarvt Knobloch-Kerr diesen Lexikon-Dünkel.

»Zur sozialistischen Literatur fand K. keinen Zugang«, zitiert K. weiter den Lexikonkontext. Hier schaut dem Feuilletonisten der brave Soldat Schwejk, der »erwählte Großvater« (Knobloch 1996: 53), aus beiden Ohren. Wer über die Pointe nicht lachen kann, dem kann Knobloch sein Parteibuch zeigen und wie Schwejk salutieren: Melde gehorsamst, ich bin blöd. In den nächsten Zeilen untersucht Knobloch die sozialistische Literatur auf ihre Wirkung hin. Er zitiert zunächst aus dem Werk Kerrs: »Es gibt nichts auf der Welt, das ein gescheiter Arbeiter nicht verstehen könnte.' Und wenn er es trotzdem nicht versteht? 'Dann ist der ein Trottel, der es ihm erklären wollte. Das liegt an dem Trottel.' Wenn Kerr also keinen Zugang fand zur sozialistischen Literatur, spurlos ist er an ihr nicht vorübergegangen.«

In raffiniert verschachtelter Form spielt Knobloch hier wieder mehrere Melodien. Einmal: Wenn ich die sozialistische Literatur nicht begreife, dann liegt es nicht an meinem mangelnden Klassenbewusstsein, sondern dann sind die Schriftsteller schuld, denn sie erklären schlecht. Oder: Wenn ich den Sozialismus nicht begreife, dann wird er vermutlich von Trotteln erklärt. Denn dauernd gaben solche Trottel – Funktionäre, Sekretäre – platte Perspektiven, Direktiven, Erklärungen, Resolutionen und Solidaritätsbekundungen heraus und nötigten ihre Zuhörer zu Lippenbekenntnissen. Ihre Phrasenschindereien wurden regelmäßig in den Zeitungen mit Punkt und Komma abgedruckt, acht bis zehn Seiten Bleiwüste. Knobloch setzt Kerr dagegen: »Nur das, was Vergnügen macht und auch wahr ist, lohnt zu sagen.« Und es muss in Schönheit gesagt werden, damit maninhört. Und kurz, wie eine Art Gedicht. »Das ist es, was ich mit meiner Schreibung lebenslänglich gewollt habe«, spricht Kerr und bekennt Knobloch.

4. »Sprechstunde in der Parteileitung« (in: Knobloch 1966: 161f.)

Die »Sprechstunde in der Parteileitung« (1965) ist eine fiktive Szene, die aber hohen Realitätsbezug hat. In einer Art Phantasie stellt sich Knobloch vor, ein »Mann in mittleren Jahren« müsse zur Parteileitung. 1965 war Knobloch, SED-Mitglied, 39 Jahre alt. In den ersten drei Absätzen des Feuilletons wird eine fast unerträgliche Spannung aufgebaut: Um einen großen Tisch sitzen die Mitglieder der Parteileitung, des höchsten Gremiums im Betrieb neben der Betriebsleitung. Der Mann, der eintritt, ist der »letzte Punkt der Tagesordnung«. Er ist »eingeladen«, vielleicht besser: herabgefordert worden. Das Bedrohliche der Situation – alle gegen einen – wächst mit

¹⁵ Schlagwort »Subjektivismus« in: Enzyklopädie der DDR (CD-ROM) (= Digitale Bibliothek, Bd. 32). Berlin 2000.

den Worten: »Damit du es weißt, wir haben Zeit, zwei Stunden, wenn du willst, da kannst du uns ausführlich sagen, was du gemacht hast.« Der Mann antwortet der anonymen Macht mit »gepreßtem Gesicht«, er sei sich keiner Schuld bewusst.

Ab Ende 1965 fuhr die SED wieder auf hartem Kurs. Mit mehr ideologischen Schulungen in Betrieben und Schulen und mit Druck auf die eigenen Parteimitglieder versuchte sie, die breite Masse zur Mitarbeit in Staat und Wirtschaft zu gewinnen. Die Macht wurde weiter zentralisiert. Die SED erklärte unumwunden, »dass das Politbüro 'alle Grundsatzfragen' entscheidet, das Sekretariat die 'Auswahl der Kader' vornimmt und der Apparat 'die Durchführung der Beschlüsse und Weisungen der Parteiführung durch ein umfassendes System der Kontrolle der Tätigkeit der nachgeordneten Parteiorgane, der Parteiorganisationen [...] und der Staatsmacht sowie der zentralen Leitungen der Massenorganisationen' sichert« (Weber 1991: 103). Auf dem berüchtigten 11. Plenum machte die SED Jagd auf »dem Sozialismus fremde und schädliche Tendenzen« und »unkünstlerische Machwerke« und maßregelte oder verbot sie: Filme von Frank Beyer, Lieder von Wolf Biermann, Bücher von Stefan Heym, die Musikfarbe des Jugendradians DT 64 und vieles andere mehr.

In der knappen, großartig gebauten Szene des Feuilletons ballt Knobloch gewisse »Urerfahrungen« des DDR-Bürgers zusammen. Sich unter Druck erklären zu müssen, Rechenschaft abzulegen oder vermeintliche Schuld zu bekennen – dieser Methode bediente sich nicht nur die Partei zur Disziplinierung ihrer Mitglieder, sondern auch der FDGB (Freier Deutscher Gewerkschaftsbund) oder die FDJ (Freie Deutsche Jugend). Gerhard Gundermann, SED-Mitglied und späterer Dissident, schildert in »Die Kommission. Ein Traum«: »Sie würden mich nach meinen Ansichten und Absichten fragen, zuerst in freundlichem, dann in sachlichem, später in scharfem Ton. Ich wusste, sie würden ein Phantombild von mir vor sich liegen haben. Ich wusste, alles, was ich sage, wird in ihren Händen gleichsam zerbrochen, zu kleinen Puzzlestücken, die den einzigen Zweck haben, diese Skizze auf dem Tisch mit vorbestimmtem Leben auszufüllen.« (Schütt 1998: 182)

Die Volkskammer der DDR hatte 1962 die allgemeine, achtzehnmonatige Wehrpflicht beschlossen. Direktive: Die Kampfkraft der Nationalen Volksarmee (NVA) sollte gestärkt werden (vgl. Weber 1991: 112). An den Schulen nötigten Lehrer ihre Schüler zum längeren Dienst (3-10 Jahre) bei der NVA. Bei der Musterung sah sich jeder junge Mann allein auf einem »Delinquenten«-Stuhl vor dem Tisch mit den »Richtern«, die ihn unter Druck setzten. Nicht zuletzt ruft die Szene Assoziationen von Stasi-Praktiken hervor. Schuldgefühle sollen erzeugt werden für Dinge, die man nicht oder in bester Absicht getan hat.

Die Szene ist ein Verhör. Die Pointe löst diese Spannung diesmal nicht mit Ironie auf. Dem verblüfften Mann wird gesagt, ab jetzt kläre man ganz genau das, was »gut klappte«. »Wir untersuchen haargenau das Gesunde.« Knobloch schreibt im Rückblick: »Das 'Gesunde' wurde nie untersucht. Das war ja DER Gag, der unerwartet!«¹⁶ Der Schreck bleibt. Das Gesunde solcherart zu untersuchen klingt nicht lustig, sondern schon wieder drohend. Folgerichtig wendet die Pointe das unheimliche Geschehen zur Groteske.

16 Knobloch in einem Brief an Jürgen Reifarth vom 08.10.1997.

STÄUBCHEN AUFWIRBELN: FEUILLETONS ALS ERSATZÖFFENTLICHKEIT

Heinz Knobloch hatte den denkbar breitesten Leserkreis in der DDR: 1,25 Millionen Menschen konnten seine kleinen Wortschnitzereien lesen, wenn sie die ›Wochenpost‹ abonniert oder am Kiosk vielleicht als »ND mit Einlage«¹⁷ ergattert hatten. Angesichts solcher Auflagenhöhen schrumpfen »die Leser-Gemeinden großer westdeutscher Wochenblätter zu Mikromilieus«, wie der Kulturwissenschaftler Dietrich Mühlberg schreibt. Diese weite Verbreitung ermöglichte, je nach Profil der Zeitschrift, »eine milieübergreifende Kommunikation über bestimmte Seiten des Alltagslebens« (Mühlberg 1999: 34).

Die DDR galt als Leseland (vgl. Barck/Langermann/Lokatis 1999: 13ff.; Wolle 1998: 142f.; Judt 1998: 313f.). Man nahm sich viel Zeit zum Lesen. Etwa ein Drittel dieser Zeit widmete man Büchern, den überwiegenden Teil aber Zeitschriften und Zeitungen. Bücher und Zeitschriftenartikel über Geschichte, über Reisen, Mode, Wissenschaft befriedigten die Träume und Sehnsüchte; durch Intellektualität konnte man die Erlebnisarmut teilweise kompensieren. Das Reich der Literatur bot Freiheit im Denken, öffnete Raum für widergesetzliche Phantasien und die kleine Schadenfreude gegenüber der Macht, wenn sie zwischen den Zeilen Gesagtes übersehen hatte. Der DDR-Leser besaß eine Art drittes Auge, aufnahmefähig für die geheimen Codes und Symbole, die für geschlossene Gesellschaften typisch sind. Die Wirkung von Knoblochs Feuilletons kann bei solch breitem Leserkreis und dem permanenten Hunger nach dem Außerplanmäßigen kaum unterschätzt werden.

Denn wo die öffentliche Kommunikation eingeschnürt ist, suchen sich Informationen Ersatzwege. In der DDR gab es verschiedene Kommunikationskreisläufe, die dazu dienten, Mangelwaren und auch Mangelinformationen zu beschaffen bzw. zu verbreiten. Sie waren auf komplizierte Art miteinander verknüpft. Der Historiker Stefan Wolle unterscheidet neben staatlicher Öffentlichkeit und interner Öffentlichkeit der Apparate und der Halböffentlichkeit von Kunst, Literatur und Westrundfunk unter anderem die Ersatzöffentlichkeiten von Gerüchten und Wandersagen, von Kneipen und Cafés als »Öffentlichkeitssurrogaten« und die blühende politische Witzkultur (Wolle 1998: 135f., 154ff.). Solche Halb-, Gegen- oder Ersatzöffentlichkeiten boten auf jeden Fall inoffizielle Informationen und artikuliertes Missbehagen.

Die Schriftsteller in der DDR hatten eine doppelte Aufgabe. Einerseits sollten sie im Sinne der Partei der Arbeiterklasse bewusstseinsbildend wirken. Andererseits waren sie Sprachrohr des Unmuts und kritischen Aufbegehrens (vgl. Ihme-Tuchel 2000: 3). Dass auch die Journalisten, in ihrem eng gezogenen Rahmen und je nach Medium, eine gewisse Ersatzöffentlichkeit boten, wird immer noch übersehen. Die Leser in der DDR forderten »über bestimmte Dinge, die öffentlich nicht verhandelt wurden, auf eine intelligente Weise doch Auskunft zu bekommen«, meint Helmut Reinhardt, ehemaliger Chefredakteur der ›Weltbühne‹ (zit. nach Barck/Langermann/Lokatis 1999: 125). Dem DDR-Journalisten blieb der Spagat zwischen Pflicht und Kür. Mit dem Prinzip der Selbstzensur musste er leben, wollte er nicht den Beruf wechseln (Polkehn 1997: 83).¹⁸ Lücken für Kritik gab es dennoch immer wieder. Was gestern noch zu

17 ND = ›Neues Deutschland‹.

18 Knobloch (1966: 78) über die Zeitungsredakteure, die in ihren Berichten über Napoleons Rückkehr

äußern gefährlich war, durfte heute vielleicht gesagt werden, war morgen aber wieder anstößig. In diesem Aushandlungsprozess zwischen den staatlichen SED-Meinungsmachern und den Presseorganen waren die Akteure der medialen Öffentlichkeit, die Journalisten, häufig Amboss, aber durch Glück, Zufall und Gewitztheit hin und wieder auch Hämmerchen.

SCHWEJKS ENKEL

Knobloch war kein Widerständler oder Dissident. In der Politik hält er sich für wenig befähigt: »Ich sehe überall eher poetische Bilder und ironische Beziehungen« (Knobloch 1999b: 54). Er glaubte an einen menschlichen Sozialismus. Die DDR stellte er nicht grundsätzlich infrage, setzte dem Zentralismus aber echt feuilletonistisch das Detail entgegen.

Gerne beruft sich Knobloch auf Schwejk. Schwejks Gehorsam sei tödlich für die Befehle, und seine unbedingte Anerkennung der Autorität untergrabe diese, meinte Alfred Polgar. Das charakterisiert auch Knoblochs eigene Haltung. Wer wie Schwejk oder Knobloch von einer scheinbar übermächtigen Macht vereinnahmt werden soll, der meldet gehorsamst: Ich bin blöd! »Universeller Schwejk, der siegt, weil er der unüberwindlichen Macht keinen offenen Widerstand leistet, sondern immer Zusammenarbeit anbietet, sie aber trotz größter Anstrengung nie leistet. Und: Den Feind überleben! Was nützt einem schon der Tod.« (Knobloch ²1986: 211) Knobloch erinnert sich, dass jeder Ressortchef in der »Wochenpost« ab und zu den Leitartikel zu schreiben hatte. Er jedoch war bald davon befreit, weil er sich nicht in den gängigen Phrasen ausdrückte. »Bei dir klingt immer alles so ironisch«, sagten ihm die Kollegen und ließen ihn in Ruhe.¹⁹ Schwejks und Knoblochs Einstellung ist ein durchaus erfolgreiches Lavieren zwischen den Forderungen der Machthaber und den eigenen Vorstellungen. Sie riecht nach Opportunismus, weil der Widerstand nicht offen ausgefochten wird. Damit ist sie eine typische Form ostdeutscher Existenz.

Als Autor nimmt Knobloch mit Vorliebe die Haltung des naiven, aber mitfühlenden Beobachters oder Kommentators ein. Es ist die Rolle des weisen Narren; seine Ahnen heißen Sokrates, Eulenspiegel, Simplizissimus, Sancho Pansa oder eben Schwejk. Der weise Narr sieht aus vorsichtiger Distanz dem Treiben der verrückten Welt zu. Gerät er in vertrackte Situationen, rettet er sich durch scheinbare Anpassung. Er stößt ins Horn derer, denen er auf Gedeih und Verderb ausgeliefert ist. Aber er bläst zu laut: Melde gehorsamst, ich bin blöd. Die Rolle des weisen Narren ist eine typisch feuilletonistische Haltung. Er spielt seine Melodie zwischen Anarchie und Opportunismus. In einem repressiven Land wie der DDR wird er die subversive Flöte benutzen.

Als weiser und nährischer Feuilletonist kultiviert Knobloch humanistische Werte. Er nimmt dazu die Haltung des »heiteren Darüberstehens« (Knobloch 1975: 167) ein. Er läßt zum zweiten Rundgang statt zur Fremdenführung. Er entdeckt und zeigt die schmutzigen und unangenehmen Details an der geleckten Fassade. Er flaniert, statt zu marschieren. Gegen das Vergessenwerden und Totschweigen hilft ihm das

von Elba 1815 innerhalb von 20 Tagen von Abscheu in Jubel umkippten: »Lacht nicht. Sie hatten Familie.«

¹⁹ Knobloch im Interview, 01.08.1997.

Erinnern, gegen die ewigen Wahrheiten ein Besuch auf dem Friedhof. Die genormte Geschichtsschreibung wird mit menschlichen Geschichten untergraben, gegen die Zensur führt er Ironie, gegen die Autorität führt er Schwejk ins Feld. Dem Kollektivzwang hält er die Individualität entgegen und der Ideologie ein vieldeutiges Lächeln.

LITERATUR

- Auburtin, Victor (2000): Sündenfälle. Feuilletons. Hrsg. von Heinz Knobloch. Berlin.
- Austermann, Anton (1995): Unter der Maske des Berufs das Gesicht wahren. Die Wiederentdeckung der journalistischen Persönlichkeit. In: *Aviso*, 6. Jg., Nr. 14, S. 7-10.
- Badstübner, Evemarie (1999): Auf 80 Seiten um die Welt. Das Magazin zwischen 1954 und 1970. In: Barck, Simone/Langermann, Martina/Lokatis, Siegfried (Hrsg.): Zwischen »Mosaik« und »Einheit«. Zeitschriften in der DDR. Berlin, S. 189-201.
- Barck, Simone/Langermann, Martina/Lokatis, Siegfried (1999): Abenteuer im Zeitschriften-Leseland DDR. In: Barck, Simone/Langermann, Martina/Lokatis, Siegfried (Hrsg.): Zwischen »Mosaik« und »Einheit«. Zeitschriften in der DDR. Berlin, S. 13-21.
- Baum, Achim (1994): Journalistisches Handeln. Eine kommunikationstheoretisch begründete Kritik der Journalismusforschung. Opladen.
- Bender, Hans (Hrsg.) (1965): Klassiker des Feuilletons. Stuttgart.
- Bürger, Ulrich (1990): Das sagen wir natürlich so nicht! Donnerstags-Argus bei Herrn Geggel. Berlin.
- Dietz, Thomas (1997): »Ich schreibe in aller Naivität. Mit Absicht.« Berliner Profile: Heinz Knobloch, Flaneur, Feuilletonist, Stadtpoet. In: »Die Welt«, Nr. 260 vom 07.11.
- Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.) (1979): Die Massenmedien der DDR. Presse, Rundfunk, Fernsehen und Literaturbetrieb im Dienste der SED. Bonn.
- Gaus, Günter (1993): Porträts 4. Günter Gaus im Gespräch mit Ulf Fink, Bernhard Vogel, Gustav Just, Thomas Langhoff, Gisela Oechelhaeuser, Friedrich Wolff, Albert Hetterle, Ellen Brombacher. Berlin.
- Geserick, Rolf (1989): 40 Jahre Presse, Rundfunk und Kommunikationspolitik in der DDR. München.
- Geserick, Rolf (1999): Registriert und übersehen. DDR-Zeitschriften in der bundesdeutschen Kommunikationsforschung. In: Barck, Simone/Langermann, Martina/Lokatis, Siegfried (Hrsg.): Zwischen »Mosaik« und »Einheit«. Zeitschriften in der DDR. Berlin, S. 22-31.
- Geserick, Rolf/Kutsch, Arnulf (1988): Einführung. In: Geserick, Rolf/Kutsch, Arnulf (Hrsg.): Publizistik und Journalismus in der DDR. Acht Beiträge zum Gedenken an Elisabeth Löckenhoff. München, New York, London, Paris, S. 13-15.
- Grobe, Daniela (1995): Journalismus und Journalistik unter Parteidiktat. Die Nachricht in der journalistischen Methodik der DDR. Ein informationspolitisches Beispiel. Egelsbach, Frankfurt/Main, Washington.
- Haacke, Wilmont (1951-1953): Handbuch des Feuilletons. 3 Bde. Emsdetten.
- Haas, Hannes (1999): Empirischer Journalismus. Verfahren zur Erkundung gesellschaftlicher Wirklichkeit. Wien, Köln, Weimar.
- Holzweißig, Gunter (1983): Massenmedien in der DDR. Berlin.
- Holzweißig, Gunter (1991): DDR-Presse unter Parteikontrolle. Kommentierte Dokumentation. Bonn.
- Hömborg, Walter/Kutsch, Arnulf/Pöttker, Horst (1999): Publizistische Persönlichkeiten und politisches Engagement. In: Koszyk, Kurt: Publizistik und politisches Engagement. Lebensbilder publizistischer Persönlichkeiten. Herausgegeben und eingeleitet von Walter Hömborg, Arnulf Kutsch und Hörst Pöttker. Münster, S. 9-14.
- Ihme-Tuchel, Beate (2000): Die SED und die Schriftsteller 1946 bis 1956. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B13/2000, Beilage zur Wochenzeitung »Das Parlament« vom 24. März 2000, S. 3-10.
- Judt, Matthias (Hrsg.) (1998): DDR-Geschichte in Dokumenten. Beschlüsse, Berichte, interne Materialien und Alltagszeugnisse (= Bundeszentrale für politische Bildung, Schriftenreihe Bd. 350). Bonn.

- Kauffmann, Kai (2000): Zur derzeitigen Situation der Feuilleton-Forschung. In: Kauffmann, Kai/Schütz, Erhard (Hrsg.): Die lange Geschichte der Kleinen Form. Beiträge zur Feuilletonforschung. Berlin, S. 10-24.
- Kauffmann, Kai/Schütz, Erhard (Hrsg.) (2000): Die lange Geschichte der Kleinen Form. Beiträge zur Feuilletonforschung. Berlin.
- Kluge, Ulrich/Birkefeld, Steffen/Müller, Sylvia (1997): Willfähige Propagandisten. MfS und SED-Bezirkszeitungen. Stuttgart.
- Knobloch, Heinz (1962): Vom Wesen des Feuilletons. Mit Studienmaterial Theorie und Praxis des Feuilletons. Halle.
- Knobloch, Heinz (1966): Du liebe Zeit. Feuilletons mit einem eigenmächtigen Nachwort. Halle.
- Knobloch, Heinz (1971): Bloß wegen der Liebe. Feuilletons mit einem Nachwort. Halle, Leipzig.
- Knobloch, Heinz (Hrsg.) (1973): Allerlei Spielraum. Feuilletons aus 225 Jahren. Berlin.
- Knobloch, Heinz (1974a): Stäubchen aufwirbeln. Feuilletons. Halle, Leipzig.
- Knobloch, Heinz (Hrsg.) (1974b): Kreise ziehen. Feuilletons aus unseren Jahren. Berlin.
- Knobloch, Heinz (1975): Das Lächeln der Zeitung. Halle, Leipzig.
- Knobloch, Heinz (1979): Mehr war nicht drin. Feuilletons und Fotos von Assuan bis Werneuchen. Halle, Leipzig.
- Knobloch, Heinz (21986): Zur Feier des Alltags. Feuilletons. Ausgewählt und herausgegeben von Jürgen Borchert. Halle, Leipzig.
- Knobloch, Heinz (1996): Mißtraut den Grünanlagen! Extrablätter. Berlin.
- Knobloch, Heinz (1999a): Mit beiden Augen. Von Dresden nach Tennessee. Frankfurt/Main.
- Knobloch, Heinz (1999b): Mit beiden Augen. Mein Leben zwischen den Zeilen. Frankfurt/Main.
- Kuhlmei, Astrid (1996): Bunte Hunde. Interview mit Dieter Kranz. In: Steul, Willi (Hrsg.): Genosse Journalist. Eine Sendereihe im DeutschlandRadio Berlin. Mainz, S. 60-68.
- Langenbucher, Wolfgang R. (1994): Journalismus als Kulturleistung. Aufklärung, Wahrheitssuche, Realitätserkundung. In: Aviso, 5. Jg., Nr. 11, S. 7-10.
- Löffler, Dietrich (1999): Publikumszeitschriften und ihre Leser. Zum Beispiel: Wochenpost, Freie Welt, Für Dich, Sybille. In: Barck, Simone/Langermann, Martina/Lokatis, Siegfried (Hrsg.): Zwischen »Mosaik« und »Einheit«. Zeitschriften in der DDR. Berlin, S. 48-60.
- Maaz, Hans-Joachim (1990): Der Gefühlsstau. Ein Psychogramm der DDR. Berlin.
- Mühlberg, Dietrich (1999): Alltag in der Medienöffentlichkeit. Illustrierte Zeitschriften und Magazine als Quelle kulturhistorischer Forschung. In: Barck, Simone/Langermann, Martina/Lokatis, Siegfried (Hrsg.): Zwischen »Mosaik« und »Einheit«. Zeitschriften in der DDR. Berlin, S. 32-47.
- Neverla, Irene (1998): Gewissheiten der Journalistikwissenschaft: Sichere Referenzpunkte in Bewegung. In: Publizistik, 43. Jg., S. 292-294.
- Orto, Elmar Dieter (1979): Nachrichten in der DDR. Eine empirische Untersuchung über »Neues Deutschland«. Köln.
- Pannen, Stefan (1992): Die Weiterleiter. Funktion und Selbstverständnis ostdeutscher Journalisten. Köln.
- Polgar, Alfred (1992): Das Wiener Feuilleton (1906). In: Langenbucher, Wolfgang R. (Hrsg.): Sensationen des Alltags. Meisterwerke des modernen Journalismus. München, S. 352-356.
- Polkehn, Klaus (1997): Das war die Wochenpost. Geschichte und Geschichten einer Zeitung. Berlin.
- Polkehn, Klaus (1999): Ein Nischenblatt? Die Wochenpost als »sozialistische Familienzeitschrift«. In: Barck, Simone/Langermann, Martina/Lokatis, Siegfried (Hrsg.): Zwischen »Mosaik« und »Einheit«. Zeitschriften in der DDR. Berlin, S. 61-68.
- Raue, Günter (1986): Geschichte des Journalismus in der DDR (1945-1961). Leipzig.
- Reck, Roland (1996): Wasserträger des Regimes. Rolle und Selbstverständnis von DDR-Journalisten vor und nach der Wende 89/90. Münster.
- Reus, Gunter (1998): Herr Fuchs im Hühnerhaus. Journalistik als Sozialwissenschaft mit kulturellem Gewissen. In: Publizistik, 43. Jg., S. 250-259.
- Schütt, Hans-Dieter (1998): Gerhard Gundermann: Rockpoet und Baggerfahrer. Berlin.
- Sösemann, Bernd (Hrsg.) (1993): Theodor Wolff. Der Journalist. Berichte und Leitartikel. Düsseldorf, Wien, New York, Moskau.
- Sösemann, Bernd (2000): Politik im Feuilleton – Feuilleton in der Politik. Überlegungen zur kommunikationshistorischen Bedeutung literarischer Texte und zu ihrer medienwissenschaftlichen Interpretation. In: Kauffmann, Kai/Schütz, Erhard (Hrsg.): Die lange Geschichte der Kleinen Form. Beiträge zur Feuilletonforschung. Berlin, S. 40-59.

- Stegert, Gernot (1998): Feuilleton für alle. Strategien im Kulturjournalismus der Presse. Tübingen.
- Stiehler, Hans-Jörg (1990): Medienwelt im Umbruch. Ansätze und Ergebnisse empirischer Medienforschung in der DDR. In: *Media Perspektiven*, 28. Jg., Nr. 2, S. 91-103.
- Walter, Joachim (1999): Sicherheitsbereich Literatur: Schriftsteller und Staatssicherheit in der Deutschen Demokratischen Republik. Berlin.
- Weber, Hermann (1991): DDR. Grundriss der Geschichte. Vollständig überarbeitete und ergänzte Neuauflage. Hannover.
- Weiß, Konrad (1996): Mediendemokratie. In: Steul, Willi (Hrsg.): *Genosse Journalist. Eine Sendereihe im DeutschlandRadio Berlin*. Mainz, S. 104-106.
- Wolle, Stefan (1998): *Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971-1989* (= Bundeszentrale für politische Bildung, Schriftenreihe Bd. 349). Bonn.

Korrespondenzanschriften: Dipl. Journ. Jürgen Reifarth, Evangelische Akademie Thüringen, Zinzen-dorfhaus, D-99192 Neudietendorf
E-Mail: juergen.reifarth@ev-akademie-thueringen.de
Prof. Dr. Gunter Reus, Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung, Hochschule für Musik und Theater Hannover, Expo Plaza 12, D-30539 Hannover
E-Mail: gunter.reus@hmt-hannover.de